Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 11 (1912-1913)

Artikel: Neue Conrad Ferdinand Meyer-Studien
Autor: Frey, Lina
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750550

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

NEUE CONRAD FERDINAND MEYER-STUDIEN

Meyer-Studien, die sich wesentlich mit C. F. Meyers „Stil" befassen.[1]) Etwas mehr als die Hälfte der Arbeit hat als Dissertation gedient; was aber in diesem Falle durchaus nicht besagen will, dass wir eines jener notgedrungenen Elaborate vor uns haben, die aus einem engen Gesichtsfeld einen für Wissenschaft und Menschheit nicht absolut unentbehrlichen Gegenstand mit der Sonne junger Gelehrsamkeit anscheinen; eine Gattung von Schriftwesen, die glücklicherweise bei uns mehr und mehr auszusterben scheint.

Eduard Korrodis Buch ist von vornherein aus einer weittragenden Idee vom Gegenstande heraus angelegt: Stil?? „die persönlichen Ausdruckswerte. Und zwar ist es der Wille dieser Arbeit, den Stilduktus aus dem Mittelpunkt der Persönlichkeit zu erlauschen und abzuleiten", antwortet der Verfasser.

Die Persönlichkeit bestimmt das Stilideal; dieses die Wahl der Vorwürfe, die technisch-künstlerischen Mittel, die sprachlichen Hilfen.

Aber auch eine Dichterindividualität steht nicht als unvermittelt aus dem Nichts entsprungenes Phänomen da. Wie verhält sich also diese Dichterpersönlichkeit zu ihren Ahnen, zu ihrem Milieu?

Der Weg zu ihr führt über die Entwicklungsreihe der schweizerischen *Malerdichter*, die Korrodi, wie er selbst betont, nicht als Erster einer einleitenden Musterung unterzieht.

Das Vorwiegen der malerisch schildernden über die gefühlsmäßige oder reflektierende Richtung vor Gottfried Keller wird zurückgeführt auf eine nationale Eigentümlichkeit (Wirklichkeitssinn, Nüchternheit), auf die schweizerische Landschaft, die längere Zeit auch für die deutschen Dichter die Ideallandschaft war (Schiller, Matthisson) und auf die malerischen und plastischen Kräfte des Dialektes.

Es mag sein, dass ein erfreulicher Mangel an Nervosität, ein erquicklicher Fond von gelassener Ruhe, ein innigerer Zusammenhang der einzelnen Volksschichten diesen älteren Dichtern die vorwiegende Freude am Gegenständlichen verlieh: dass ein tieferes Erleben der schönen Heimat sie in eine malende Richtung drängte; dass die bildliche Kraft der deutschen Sprache „an der südlichen Peripherie nicht erlahmt, sondern eher erstarkt" und „in der Schriftsprache der Schweizer der notorisch bildhaftere Geist der Mundart sozusagen unterirdisch fortlebt", wie Korrodi treffend sagt: erklärt ist das Problem der Malerdichter damit nicht völlig.

Man darf es vor allem nicht zu sehr urgieren. Einmal: die Schweiz hat damit nicht allein gestanden. Korrodi weist mit Recht auf Brockes und Kleist, denen Andere noch anzureihen wären (auch Matthison als Vorbild von Salis-Seewis). Die deskriptive Poesie hat vielleicht als letzte Welle der Renaissancefreude an der künstlerisch verklärten Außenwelt ihren Gang durch fast alle europäischen Literaturen gemacht, so von England nach Deutschland und der Schweiz. Aber während sie in Deutschland nur Geister zweiten Ranges ergriff, erreichte sie in dem Schweizer Haller einen großen Dichter, der eine langdauernde und mächtige Nachwirkung unter seinen Landsleuten und in Deutschland hatte. Hier brach die mit Klop-

---

[1]) *C. F. Meyer-Studien* von *Eduard Korrodi.* H. Haessel, Leipzig 1912. S. 155.

stock einsetzende sentimentale Epoche, brachen Sturm und Drang, die Klassik und die Romantik nacheinander das bescheidene, importierte Gewächs der beschreibenden Poesie gänzlich zu Boden, während es in der Schweiz, die in ihrer Produktion von jenen großen Bewegungen nur kaum gestreift wurde, unter dem Schatten Hallers kleinlich und kümmerlich weiter gedieh, bis es im verflossenen Jahrhundert, aus einem reicheren Boden und unter freieren Lüften, mit Gottfried Keller und — schon enger beschränkt — C. F. Meyer in die *schweizerische Klassik* einen mächtigen Trieb entsandte.

Vielleicht hat das Ausbleiben der Romantik in der Schweiz am meisten zur Erhaltung der deskriptiven Poesie beigetragen. Die Schweiz hatte keine Romantik, weil sie keine brauchte, nach ihrer politischen, sozialen, gesellschaftichen, nach ihrer ganzen geistigen Entwicklung keine brauchte.

Gottfried Keller freilich hat einen letzten Schimmer der deutschen Romantik aufgefangen und über sein Vaterland geworfen. Als der einzige Namhafte; seine vermittelnde Stellung zwischen Deutschland und der Schweiz, der Glanz des erhöht und verschönt Schweizerischen, besonders in seinem Grünen Heinrich und in seinen ersten Gedichten, hängt damit zusammen.

Er hat aber noch einen weitern Einschnitt in den Wuchs der schweizerischen Dichtung gemacht; auch er ist ein Malerdichter, aber in einem andern Sinn als die vor ihm. Eine sehr schöne und anregende Partie des Korrodischen Buches belegt, wie bei Gottfried Keller, bei dem die Personalunion Maler plus Dichter sich löst, der Maler in den Dichter aufgeht, so dass seine malerischen Schilderungen von jener Art sind, wie sie der Maler nicht malt, aber der Dichter dichtet.

Und wenn von Gottfried Keller gesagt wird: „Mit dieser Goldader (des Dialektuntergrundes) haben G. Keller und Gotthelf Kapitale angelegt", so darf man hinzufügen: sie haben dies Kapital wohl schon mit der Bewusstheit und Wertschätzung angelegt, mit der man sammelt und bewahrt, was zu entschwinden droht. Kaum eine Frage, dass eine nächstfolgende Epoche in der Entwicklung der Schweizerischen Literatur, vielleicht schon in den nächsten fünfzig Jahren, eher eine Angleichung an das Ausland, als eine Weiterbildung des Spezifisch-schweizerischen bringen wird, sprachlich und in anderer Hinsicht.

Und nun C. F. Meyer? Wie und wo stehen die wenigen Punkte des Zusammenhangs mit der Heimat? und wohin führt die lange Linie des Abweichenden?

Sein Wirklichkeitssinn von seinem Kunstideal stark eingeschränkt; in einer verschwindenden Kleinzahl seiner Werke heimisches Stoffgebiet, aber nirgends gegenwärtiges Schweizer Volkstum; kleinbürgerliche, behagliche Detailfreude keine; vom Dialekt genährte Sprache kaum; und sein Stil? Isoliert von allem Bisherigen; nicht ohne Entwicklung, aber ohne Vorbild; gewollte Kunst, nach einer ganz bestimmten Richtung, nach der Monumentalität hin orientiert.

Geburt, Verhältnisse, Anlage ließen ihn in den entscheidenden Werdejahren des Schweizerischen nicht froh werden; so war seine Poesie fast Heimatflucht. Weite, Größe, Vornehmheit und — Vergangenheit, das waren seine Bedürfnisse, das wurde sein Kunstideal.

So hebt sich C. F. Meyer von dem Schweizerischen Untergrund mehr ab als der Weltgelehrte Haller, als der internationale Rokokodichter Gessner, als der Geibelisch angehauchte Leuthold.

Möglich, dass er sich aus dieser Anlage zeitweilig etwas wie einen Selbstvorwurf machte und aus solchem Impuls schweizerische Stoffe suchte; aber abgesehen von dem romanischen Jenatsch und der gleichfalls eher von Romanenblut durchpulsten Richterin sind sie nicht seine glücklichsten Vorwürfe gewesen, und schweizerisch ist die Mehzahl seiner *unausgeführten* Entwürfe: die Klosteraufhebung, Duno Duni, der Komthur, der Toggenburger.

Was ihm die Renaissance geworden ist, braucht nicht gesagt zu werden. Ob wir deshalb seinen Stil einen oder den Renaissancestil nennen müssen? Jedenfalls lehnt er sich so wenig an die Renaissanceliteratur an, dass von der literarischen Seite kein Grund zu dieser Benennung vorliegt, und die Einführung von Renaissancegemälden und Skulpturen, die Stoffwelt jener Zeit, ist nicht identisch mit ihrem Stil. Es ist ein selbstgeschaffener Stil seiner Wahl, sein Monumentalstil.

Vorzüglich und unbedingt überzeugend legt Korrodi die technisch künstlerischen und sprachlichen Mittel dieses Stiles dar: wie sie bald Distanzen schaffen, bald in die Nähe rücken; bald beschleunigen, bald zurückhalten, vornehme Gewähltheit und Feierlichkeit herbeiführen, Anschauung und Bildmäßigkeit erzielen, auseinanderhalten und verbinden und vor allem fast ohne jede sprachliche Neubildung oder Willkür den Eindruck der Eigenheit, der Größe, des völlig Fürsichstehenden hervorrufen.

Da ist die von keinem andern Dichter so geübte Einführung von wirklichen oder erfundenen Gemälden und Bildwerken, in denen sich das wirkliche Leben symbolisch spiegelt, vor denen sich die Personen selbst charakterisieren, Abschnitte von hervorragend feiner Beobachtung (Seite 17 bis 29 „Nicht nur das Ethos Michel Angelos, auch sein Bewegungsideal begeistert ihn"); der interessante Hinweis auf die physiognomische Schilderung leitet über zu einer Untersuchung der „Gebärde", die bei Meyer von romanischer Herkunft, überaus ausdrucksvoll, reich und nüanciert erscheint. Diese und verwandte Darlegungen führen ins Innerste der Meyerschen Kunsttechnik und dürfen als grundlegend für ihr Verständnis bezeichnet werden. Dann die Technik der Antithese und des Kontrastes. („Die Richterin ist die grandioseste Antithese. Ein Ibsenproblem, aber historisch distanziert. Das isolierteste Werk in der ganzen neuern Schweizer Dichtung.") Eine weitere Auseinandersetzung geht der Einwirkung des Französischen nach, verfolgt die fast beispiellose Arbeit der Feile, prüft Vergleich und Bildlichkeit, die Mittel der Beseelung und Personifikation.

Es ist dem Verfasser gelungen, auch die Abschnitte seines Buches, welche das sprachliche Verfahren C. F. Meyers eingehend schildern, von Trockenheit freizuhalten und unter künstlerische und die Persönlichkeit des Dichters erhellende Lichter zu stellen; wie Wortwahl, Wiederholung, Dialogisierung, Satzrhythmus dieser Individualität entsprechen, das schließt diese Stiluntersuchung aufschlussreich und belehrend ab. Und zuletzt wird man auch dem zustimmen, was über die Opfer gesagt wird, welche dem Dichter aus dem Schritt vom Epischen ins Drama erwachsen wären.

Es war nicht leicht, das gescheite und tüchtige Buch, dem sein fester Platz in der Meyer-Literatur gesichert ist, zu einer so anregenden und genussreichen Lektüre zu machen, wie Korrodi sie bietet. Es ist ihm gelungen, in dem Reichtum seiner Gesichtspunkte Einheit, in der Wärme und Lebhaftigkeit seiner Darstellung sichere Führung festzuhalten.

ZÜRICH LINA FREY